

Dammbruch im Isergebirge.

Berlin, 19. September.

Das war ein Schreck, als ich im Laufe des Tages in der Zeitung las, daß die Talperre der Weihen Dämme gerissen ist, eine ganze Anzahl Dörfer des Isergebirges überschwemmt, unsäglicher Schaden angerichtet ist und auch Menschen in den wilden Fluten untergegangen sind.

Wenn der Reichsdeutsche ins Riesengebirge fährt, dann kommt er sicher auch nach dem berühmten Schreiberhau. Aber nur wenige werden die schöne Bergbahn noch weiter hinauf nach Josephinshütte und Strickerhäuser benutzen, und nur ganz selten treibt es einen nach der Endstation Grünthal auf böhmischem Boden, wo die Bahn nach Reichenberg hinunter, zunächst als Zahnradbahn anschließt.

Die Fahrt ist reich und schön, man sieht herrlich die hohen Ramm von Ober-Polau mit der weißen Turmkirche, dann beschlingt einen wieder einmal ein Tunnel und man ist in der recht ansehnlichen Station Dessenborn. Das ist nun sozusagen die Pflanzstätte der Isergebirglichen Glasfabrikation.

Jeder von den Schleifern, die hier wohl zum größten Teil in Galizien und Wolynien, in den Dolomiten und am Tizongo, an der Sojusa oder in Siebenbürgen kämpfte und Leiden mit dem unzerstörbaren Humor ihrer originellen Nase durchmachte, jeder von ihnen hat gewiß einmal „an Dessenborn“ gearbeitet, geliebt und gekneipt.

Da treibt die Dämme, die weiße und die schwarze, unzählige Schleifmühlen so schnell als man nur will, da laufen so viele rasche — „rische“, wie die Leute sagen — Wasserläufe von den grünen Waldbergen herunter, aus den unendlichen Forsten, aus denen Große und Kinder, wenn es wieder mal wochenlang geregnet hat, die „Pöge hüllen“.

Tief drinn in diesen Wäldern hat die Wassergenossenschaft jahrelang an der Dammperre gearbeitet, weit hinter den schönen Dessenborn noch. Damit den Schleifmühlen auch in der kurzen, ach so kurzen Zeit sommerlicher Trockenheit das Triebwasser nicht fehle, und weil die geschwollenen Wasser der Dämme so oft schon die „Kaminje“ (Kamin, gleichbedeutend mit „Steinfluß“) aus den flachen Ufern zwang.

Und von Dessenborn geht eine feine Straße hinunter nach Tiefenbach, wo in einem kleinen Häußel unweit der Station, im Ortsteil Brand schon, der österreichische Glasarbeiterverband haust, so recht, wie sich gehört, mitten unter feinen Begründern und Gelehrten, von denen treulich viele in alle Welt zerstreut sind. Ja, sogar aus dem Himalaya haben einige brave Mitglieder pünktlich ihre Beiträge geschickt, als ich noch „ei d'r Gablänge“ (in Gablitz) lebte und oft draußen im Verbandshäußel war, wenn mich Referentpflichten ins Gebirge riefen.

Da amtierte auch gewisshaus der Kassierer, Grundmann-Franz, der beste Kenner und humorvollste Schilderer seiner Landsleute und Genossen, der Schöpfer des unergänzlichen „Schleiferfranz“ und so vieler in der Zeitschrift „Nüßezahl“ abgemalten ufligen Figuren und vor allem der Schreiber von „Aus'm al'n Testamenten“ (wie's der Schleiferfranz bräht), der schätzbarsten von all den vielen Bauernbibeln, die ich kenne. Wo der Adam der Eva gar nicht mehr gefällt, weil er keinen Bart hat und nun of Prouge (nach Prag) fahren muß, um sich eine Pomade zu holen.

Hinter dem Industriebahnhof in Lannwald, oben auf dem Berge von Schumburg wohnt der Grundmann-Franz, gerade weit genug weg von den Leutiburgern, die sich von hier ins nahe tschechische Sprachgebiet hinunterziehen. Und den ganzen Weg ist nun die plötzliche Flut gekommen, an die keiner je gedacht hat, zu al' der Kriegszeit, die den für den Westmarkt arbeitenden Glasmenschen die bittere Arbeitslosigkeit gebracht hat, droben im Gebirge, wo nichts wächst außer etwas Futter, und wosin schon im Frieden alles häßlich teuer aus'm Viehmischen gebracht werden mußte.

Und nun auch das noch . . . R. B.

Kleines Feuilleton.

Aus dem Leben José Echegarays.

Der große spanische Mathematiker und Dichter Don José Echegaray, der im Alter von 81 Jahren in Madrid gestorben ist, war nicht nur einer der geachtetsten, sondern auch einer der an Erlebnissen reichsten Söhne des neueren Spaniens. Als Gelehrter, Politiker und Dichter kam Echegaray mit fast allen großen Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung, und er war nicht bloß ein Augenzeuge der oft

stürmischen Geschichte Spaniens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sondern er erlebte die damaligen Entwicklungen als direkt Teilnehmer, da er in den für Spanien so ergebnisreichen Jahren 1862 bis 1873 dem Ministerium Jorisa angehörte.

Als Vierzigjähriger, der bis dahin die erfolgreiche Laufbahn eines Gelehrten und Beamten zurückgelegt hatte, — er war Professor an der Madrider Ingenieurschule geworden, hatte sich durch bedeutende mathematische und physikalische Werke bekannt gemacht, — entdedte Echegaray zum erstenmal sein Dichtertalent. „Damals“, so erzählte er einmal, „sprach ich zum erstenmal Verse. Höchlichst erstaunt über die Stimme der Gottheit, die plötzlich in mir laut und mich unwiderstehlich zum Schreiben drängte, gab ich mich den drängenden Mächten meines Innern hin und dichtete in Versen und in einem Akt das „Stammregister“, das ich dann in Madrid aufführen ließ. Seitdem habe ich nicht aufgehört zu dichten, ich schrieb jedes Jahr zwei bis vier Stücke und im ganzen beläuft sich die Zahl meiner Stücke auf über 70.“ Alle Werke Echegarays, die mit einer an Liebe de Vega gemahnen Begeisterung und Fruchtbarkeit hervorgebracht waren, sind durch stürmische Rhetorik und bunte Wortpracht getragen. In Deutschland wurde Echegaray vor zwei Jahrzehnten viel gespielt, am bekanntesten wurde hier sein Drama „Galeotto“. Echegaray erhielt auch den Nobelpreis, den er mit Mistral teilte.

Trotzdem er seit seinem 40. Jahre den größten Teil seiner Kraft und seiner Arbeit der dramatischen Dichtung widmete, vergah er doch nie die Mathematik, der er bis zuletzt treu blieb. Von einem Besucher gefragt, wie er die Dichtkunst mit einer so abstrakten Wissenschaft wie der Mathematik vereinen könne, gab er zur Antwort: Das scheint Ihnen von der Literatur entfernt? Für mich ist es das nicht. Ich finde auch in den Sphären der Mathematik eine unendliche Poesie. Es ist ein Feld ungeheurer Tätigkeit, in dem ich mit Vergnügen meine Einbildungskraft spazieren gehen lasse, und wenn ich an einer Dichtung arbeite, wenn ich die Peripetien eines Dramas beschreibe, so begegne ich auch da den fundamentalen Grundgesetzen der götterreichen Mathematik. Ich frage mich, aus denen die Kämpfe des Schicksals sich ergeben; und wo waltet ein starrer Fatalismus als in jenem mathematischen Gesetz, nach dem die Konflikte unserer moralischen Freiheit sich vollziehen?

Kohle und Koks.

Der Krieg hat uns gelehrt alle unsere Hilfsmittel in bisher ungekanntem Grade zusammenzufassen, um die durch die Zufuhrperre und entzogenen Rohstoffe zu ersetzen. Da sollte man es doch nicht für möglich halten, daß noch tagtäglich wertvolle Stoffe ungenutzt in die Luft geblasen werden, wie das bei der Verbrennung der Kohle leider immer noch geschieht. Bekanntlich entstammen eine Menge unserer wertvollsten Stoffe, der Teer, das Benzol, das Toluol usw. dem Koksessen, sie werden bei der trocknen Destillation der Kohle als Destillationsprodukte gewonnen, während Koks als Rückstand bleibt. Im großen ganzen wurde aber bisher Kohle nur loblich verkauft, als die Hüttenindustrie Koks gebraucht, das waren im Jahre 1913 rund 50 Millionen Tonnen, etwa 25 Proz. der Gesamtförderung. Aus diesen 50 Millionen Tonnen wurden für rund 300 Millionen Teer, Ammoniak und Benzol gewonnen, die bei weiterer Verarbeitung (Farbengewinnung aus dem Teer, Stickstoffdüngergewinnung aus dem Ammoniak usw.) noch weit höhere Werte ergaben. Eine einfache Multiplikation ergibt da, wieviel höhere Werte zu gewinnen wären, wollte man die übrigen drei Viertel der Kohlenförderung auch noch verkaufen. Dem stand aber bisher ein schwerwiegendes Hindernis entgegen, da die Industrie sich zur Anwendung von Koks nicht entschließen konnte. Man machte geltend, daß die Feuerungen der Kessel nicht dafür eingerichtet seien, daß die Dampferzeugung der Kessel sinken müsse usw.

Diese Einwände waren nur durch Versuche entweder zu bestätigen oder zu widerlegen. Gerade jetzt werden solche Versuche bekannt, die unabhängig von einander an zwei verschiedenen Stellen angestellt worden sind. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk in Essen hat die Anwendung reiner Koksfeuerungen versucht, und zwar mit gutem Erfolge. Einige Besonderheiten muß die Feuerung allerdings aufweisen. Koks bleibt nur brennen, wenn die Schicht sehr hoch ist, 50—60 Zentimeter. Es müssen also Einrichtungen in der Feuerung getroffen werden, um solche hohe Schicht zu erzeugen. Sonst macht er gar keine Schwierigkeiten, auch die Verdampfungsziffer war günstig. 1 Kilogramm Brennstoff erzeugte 6,7 Kilogramm Dampf, während 1 Kilogramm Kohle etwa 7,5 Kilogramm Dampf erzeugt. Die Kosten des Dampfes bleiben also gleich, wenn der Kokspreis zum Kohlepreis sich verhält wie 6,7:7,5.

Der Dampfkesselüberwachungsverein der Region im Oberbergamtsbezirk Dortmund-Essen hat besonders die Verwendung von Koks-Kohle-Mischungen untersucht, wobei iais Kohle sowohl Gas-Kammkoks wie festflüssig dienten. Eine Mischung im Verhältnis 1:1 ergab die besten Wirkungen. Die Verdampfungsziffern waren etwa ebenso hoch wie bei reiner Kohlenfeuerungen, desgleichen die Kesselwirkungsgrade. Mischungen mit größerem Koksgehalt erwiesen sich als

weniger günstig. Besondere Einrichtungen an der Feuerung waren nicht getroffen. Als ganz unüberwindbar erwies sich eine Mischung von Magerkohle und Koks.

Nach den Ergebnissen dieser Versuchsreihen scheinen also wirkliche Schwierigkeiten der industriellen Verwendung des Kokes nicht entgegenzustehen, es kommt mehr darauf an, daß die Industrie sich umgewöhnt, was sie oft sehr ungern tut. Augenblicklich läßt da die schon bestehende und noch zu erwartende Koksnot einen ganz heilamen Zwang aus; es ist zu erwägen, ob dieser Zwang nach dem Kräfte nicht zugunsten der deutschen Volkswirtschaft weiter ausgebaut werden sollte. Wir haben uns an soviel Eingriffe in die freie Produktion gewöhnt, daß wir uns auch mit diesem abfinden würden.

Der Milchfluß.

Und der Bibel kennen wir das Land, wo Milch und Honig fließt. Dank der menichfreundlichen Kriegführung Albions ist Deutschland jetzt ganz sicher nicht das Land, wo Milch und Honig fließt, und vom Ideal der Berliner Wadische, der Schlaglahne, heißt es schon lange wie im Märchen „es war einmal“. Der Milchfluß, von dem hier die Rede sein soll, ist auch kein Fluß, in dessen Bett statt des Wassers Milch fließt, der also zu Hans Sachsens Schlaraffenland mit seinen Reissbergen und gebratenem Geflügel passen würde, nein, dieser Milchfluß ist ein Naturschauspiel, das man in deutschen Wäldern beobachten kann, besonders an Birkenbäumen. 25 Jahre ist es her, daß der verdienstvolle Biologe des Greizer Waldgebietes, Professor Ludwig, den Milchfluß entdeckte und beschrieb. Dann hat sich Prof. Paul Lindner-Verlin mit dem Milchfluß näher beschäftigt, nachdem sich herausgestellt hatte, daß die sogenannte Fettthebe und der Erreger des Milchflusses, Endomyces vermalis, ein und dasselbe sind.

Unter dem Milchfluß versteht man nicht etwa den Ausfluß von Pflanzensmilch aus Milchsaftgefäßen, sondern Baumflüsse, die durch massenhafte Entwicklung des Endomyces vermalis ein milchartiges Aussehen bekommen haben. Professor Ludwig fand 1891 die Stämme von etwa hundert Birken in den verschiedensten Wäldern um Greiz ausnahmslos von Schlem bedeckt, der literarische an den Stämmen zur Erde floß. Ludwig selbst gibt an, daß „eine rahmähnliche, mehrere Zentimeter dicke Masse, von den Wirtenscheiden, die dadurch weißlich durch den Wald leuchteten, zu Boden floß. Das gleiche Bild boten die Hainbuchen, wo sporadisch noch die weiße Pilzmasse herabfloß, als ob sich Ströme von Milch aus allen Astklympfen ergössen.“ Solche „Ströme von Milch“ sieht man auch auf den Photographien, die auf Veranlassung von Prof. Lindner zur 25. Jahresfeier der Entdeckung des Milchflusses aufgenommen wurden. Gleichzeitig besaßte sich auch Lindner mit dem Birkenfließ selbst.

Körpergewicht und Krieg.

Die Verste werden jetzt häufig von Patienten aufgesucht, welche durch ein starkes Sinken ihres Körpergewichts beunruhigt werden. In den meisten Fällen hat dies jedoch nichts auf sich, da die Betroffenen sich im übrigen wohl fühlen und weder in ihrer geistigen noch körperlichen Leistungsfähigkeit beeinträchtigt sind. Die Gewichtsabnahme beträgt durchschnittlich 6—8 Kilo. Sie beruht darauf, daß die zur Verfügung stehende Eiweißmenge gegen die Norm stark herabgesetzt ist und hat die weitere Wirkung, daß wesentlich infolge der Fettarmut der Nahrung der gewohnte Energiebedarf von den meisten Menschen nicht aufgenommen werden kann. Infolgedessen werden die Fettreserven des Körpers angegriffen. Nachdem sich die genannte Abgabe allmählich vollzogen hat, ist nun wieder ein Dauerzustand an Körpergewicht eingetreten. Der Arzt darf sich allerdings nicht immer damit beruhigen, daß er ohne weiteres jede Gewichtsabnahme dem Krieg zuschreibt, sonst könnte es vorkommen, daß auch andere ernste Krankheiten übersehen werden. Ist die Fettreserve aufgebraucht, dann kommt es zur Einsummelung der Körpersubstanz, zu Einziehverlusten. Dies muß verhindert werden. Da bekanntlich außer durch Nahrungsmangel das Fett auch durch starke Körperbewegungen einschnürt, so wäre zu erwägen, ob nicht die Körperbewegungen, die nicht unbedingt nötig sind, in der Kriegszeit eingeschränkt werden könnten. Das gilt vom Sport, übermäßigem Laufen, Bergsteigen usw. In dieser Erwägung hat uns die Wahrnehmung geführt, daß jetzt in den Schulen die Mädchen durchweg besser genährt sind wie die Knaben, weil erstere sich eben weniger Bewegung machen wie die Knaben.

Notizen.

Die Volkshöhne ist auf Grund eines zwischen der Neuen Freien Volkshöhne und Prof. Reinhardt abgeschlossenen Vertrages diesem bis zum 31. August 1918 unterstellt worden. Die Mitgliederzahl der Vereinigten Volkshöhnen, die bei Kriegsbeginn 25 000 und im ersten Kriegsjahr 38 000 betrug, ist im dritten Kriegsjahr auf 52 000 gestiegen.

Fans Heimweh.

Eine Geschichte aus dem Bärmland von Selma Lagerlöf.

Er reichte zuerst Katrine die Hand und dann den andern. Die standen auf und grüßten, als die Reihe an sie kam. Der einzige, der sich nicht rührte, war Jan.

„Ich bin hier in der Gegend nicht genau bekannt“, begann der Reichstagsabgeordnete. „Ist dies hier nicht der Ort in Askedalarna, der Skroljda genannt wird?“

Janoh, das war er. Alle zusammen nickten als Antwort auf diese Frage, aber niemand in der Stube war imstande, ein lautes Wort über die Lippen zu bringen. Sie verwunderten sich sogar darüber, daß Katrine noch so viel Geistesgegenwart hatte, Börje zu knuffen, daß er aufstand und den Abgeordneten sitzen ließ.

Der Abgeordnete zog den Stuhl an den Tisch und legte zuerst einmal die Papiertafel darauf. Dann zog er seine Schnupftabakdose heraus und legte sie neben die Rolle. Darauf wurde die Brille aus dem Futteral genommen und sorgfältig mit dem blaugewürfelten Taschentuch abgerieben.

Als der Abgeordnete mit seinen Vorbereitungen so weit gebiechen war, schaute er sich noch einmal im Kreise um. Alle, die dasahen, waren ganz kleine Leute, die er nicht einmal dem Namen nach kannte.

„Ich möchte mit Jan Andersson in Skroljda reden“, sagte er.

„Das ist der, der dort liegt“, bemerkte der Regstrider und deutete auf das Bett.

„Ist er krank?“ erkundigte sich der Reichstagsabgeordnete.

„Nein!“ antworteten mehrere zugleich.

„Und er ist auch nicht betrunken“, fügte Börje hinzu.

„Er schläft auch nicht“, sagte der Regstrider.

„Er ist heute schon sehr weit gegangen, deshalb ist er müde“, sagte Katrine. Sie meinte, es sei am besten, die Sache auf diese Weise zu erklären.

Zu gleicher Zeit beugte sie sich über ihren Mann vor und versuchte, ihn zum Aufstehen zu bewegen.

Allein Jan blieb liegen.

„Versucht er, was ich sage?“ fragte der Abgeordnete.

„Ja, Janoh!“, versicherten alle, die dasahen.

„Vielleicht erwartet er keine guten Nachrichten, weil's der Herr Reichstagsabgeordnete Karl Karlsson von Stordil ist, der zu ihm auf Besuch kommt“, meinte der Regstrider.

Der Abgeordnete drehte den Kopf und schaute den Regstrider mit seinen kleinen rotgeränderten Augen an.

Dann sagte er:

„Ol Bengsta in Klusterby hat sich nicht jederzeit so davor gefürchtet, mit Karl Karlsson von Stordil zusammenzutreffen.“

Darauf drehte er sich wieder dem Tische zu und fing an, in einem Briefe zu lesen.

Die andern aber waren beinahe außer sich vor Freude. Er hatte mit freundlicher Stimme gesprochen, ja man hätte beinahe meinen können, er vergesse den Mund zu einem Lächeln.

„Die Sache verhält sich nämlich so“, fing der Abgeordnete an. „Vor ein paar Tagen habe ich einen Brief bekommen von einer, die sich Mara Jina Gulleborg Jantochter aus Skroljda unterschreibt, und in diesem Briefe teilt sie mir mit, sie sei aus der Heimat weggegangen, um zweihundert Reichstaler zu verdienen, die ihre Eltern am ersten Oktober Lars Summarsson für das Eigentumsrecht an dem Boden, auf dem ihr Häußchen steht, bezahlen müßten.“

Hier machte der Reichstagsabgeordnete eine Pause, damit die Zuhörer seinen Auseinandersetzungen besser folgen konnten.

„Und nun schickt sie mir das Geld“, fuhr er fort. „Sie bittet mich, selbst nach Askedalarna zu gehen und die Sache mit dem neuen Eigentümer auf Jalla vollständig in Ordnung zu bringen, damit er nicht später mit neuen Schwierigkeiten kommen könne. Das ist ein sehr verständigiges Mädchen,“ lobte er und hob den Brief in die Höhe. „Sie wendet sich gleich von Anfang an an mich. Wenn das nur alle so machen würden, dann stünde es besser hier um die Gemeinde.“

„Ehe er noch ausgesprochen hatte, sah Jan auf dem Bett-rand und sagte:

„Was ist's mit dem Mädchen? Wo ist sie?“

„Und jetzt will ich fragen, ob die Eltern mit der Tochter einig sind und mir den Auftrag geben, abzuschließen mit —“

„Aber das Mädchen, das Mädchen!“ rief Jan. „Wo ist sie denn?“

„Wo sie ist?“ fragte der Reichstagsabgeordnete und schaute

wieder in den Brief. „Sie sagt, es sei ihr nicht möglich gewesen, in ein paar Monaten so viel Geld zu verdienen; aber jetzt habe sie eine Stelle gefunden, bei einer freundlichen Frau, die ihr das Geld als Vororsch gegeben habe, und bei ihr müsse sie nun bleiben, bis es abberdient sei.“

„Und sie kommt also jetzt noch nicht zurück?“ fragte Jan.

„Nein, vorerst nicht, wie es mir scheint“, antwortete der Abgeordnete.

Da legte sich Jan wieder nieder und kehrte sein Gesicht der Wand zu wie vorher.

Was kümmerte er sich noch um das Häußchen und alles andere? Was galt ihm das Leben, wenn sein kleines Mädchen nicht heimkam?

Der Beginn des Traumes.

In den ersten Wochen nach dem Besuche des Reichstagsabgeordneten war Jan durchaus nicht imstand, etwas zu leisten. Er lag nur immer zu Bett und härmte sich.

Jeden Morgen stand er auf, zog sich an und wollte nach Jalla gehen. Aber wenn er kaum vor der Türe angekommen war, fühlte er sich todmüde und vollkommen kraftlos; es blieb ihm nichts übrig, als sich niederzuliegen.

Katrine versuchte, Geduld mit ihm zu haben, denn sie wußte ja, daß es mit dem Heimweh ist wie mit jeder anderen Krankheit: es muß seine Zeit haben, bis es wieder vergeht. Aber sie wunderte sich doch, wie lange es wohl noch dauern würde, bis das große Heimweh, an dem Jan nach Mara Gulla krankte, überwunden wäre. Möglicherweise blieb Jan auf diese Weise bis Weihnachten oder gar den ganzen Winter hindurch krank?

Und sicherlich wäre es auch so gekommen, wenn nicht der alte Regstrider eines Tages einen Besuch in Skroljda gemacht hätte, um zu hören, wie es gehe, und dann zum Kaffee eingeladen worden wäre.

Der alte Regstrider war immer schweigsam, wie solche, deren Gedanken in weiter Ferne sind, und die darum nicht richtig wahrnehmen, was um sie her vorgeht. Aber nachdem der Kaffee eingeschenkt war und er einen Teil davon in die Untertasse gegossen hatte, um ihn abkühlen zu lassen, hielt er es offenbar für seine Pflicht, etwas zu sagen.

„Heut ist mir's gerade, als müße noch ein Brief von Mara Gulla kommen“, sagte er. „Ich hab' so ein Vor-gesühl.“

(Fortf. folgt.)

